

Das Geistesleben der Slaven im frühen Mittelalter. Die Anfänge des slavischen Schrifttums auf dem Gebiete des östlichen Mitteleuropa vom 8. bis 10. Jahrhundert [Franz Zagiba]

Autor(en): **Graus, František**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **23 (1973)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FRANZ ZAGIBA, *Das Geistesleben der Slawen im frühen Mittelalter. Die Anfänge des slawischen Schrifttums auf dem Gebiete des östlichen Mitteleuropa vom 8. bis 10. Jahrhundert.* Wien, Köln, Graz, H. Böhlau, 1971. 228 S. (Annales Instituti Slavici. Herausgegeben von F. Zagiba, Bd. 7.)

Das 1100jährige Jubiläum der Ankunft Konstantin-Cyrills und Methods in Mähren (1963) hat die Unmasse der Literatur, die den beiden «Slawenaposteln» gewidmet ist (sie hat schon umfangreiche Spezialbibliographien nötig gemacht), noch weiter anschwellen und eine neue Flut von Einzeluntersuchungen, Quellenanthologien und Übersichten entstehen lassen (eine Evidenz bringt laufend etwa die Zeitschrift *Byzantinoslavica*). Der Wert dieser Veröffentlichungen ist – wie bei Jubiläumspublikationen nicht anders zu erwarten – recht unterschiedlich und reicht von soliden und gut verwertbaren Übersichten, über Einzeluntersuchungen, die anregend wirken, bis zu phantasiereichen Einfällen, die kaum wirklich ernst genommen werden können.

F. Zagiba nahm um das Jubiläumsdatum in einer ganzen Reihe von Artikeln zu Einzelproblemen der Bekehrung der West- und Südslawen Stellung und er versuchte unter einem etwas eigenartigen Titel nun ein Teilgebiet dieser Problematik zusammenfassend darzustellen. Er möchte (vgl. S. 38) für das «Geistesleben» der Slawen eine ähnliche Synthese erarbeiten, wie dies seiner Ansicht nach für die materielle Kultur der polnische Archäologe W. Hensel (1956) getan hat. Da der Verfasser jedoch zu recht der Ansicht war, dass dies nicht ganz ohne Berücksichtigung der «eigentlichen» Geschichte möglich sei, schob er nach einer «Einführung» über die diversen Ansichten die Anfänge des slawischen Schrifttums betreffend ein kurzes Kapitel über die materielle Kultur der Slawen im frühen Mittelalter und ein weiteres über ihre Staatsformen und die Christianisierung der Slawen ein. Diese Übersichten sind weitgehend von Sekundärliteratur (nicht immer glücklich ausgewählt) abhängig, zu denen zuweilen eigene Hypothesen des Verfassers treten (so etwa die Vermutung, dass Tulln die Missionsbasis für Mähren gewesen ist). Im dritten Kapitel versucht dann der Verfasser eine Übersicht der literarischen Denkmäler zu bieten, die sich im Vergleich zu ähnlichen Versuchen neuerer Art (etwa J. Vašica, A. Salajka, P. Ratkoš, V. Vavřínek, F. Dvornik, A. P. Vlasto u. a. m.) vor allem auf die «Seelsorge- und Lehrtexte» konzentriert, denen auch früher das besondere Interesse des Verfassers gegolten hat, wogegen die historischen und hagiographischen Texte, denen üblicherweise die grösste Beachtung gewidmet wird, weitgehend ausgeklammert werden. Das vierte und letzte Kapitel versucht das Altkirchenslawische als Sprache der Liturgie und Literatur zu charakterisieren.

Zagibas Versuch das «Geistesleben der Slawen» darzustellen beruht letztlich auf der Rekonstruktion der Liturgie und der gebrauchten seelsorgeischen Texte (Beichtformeln, Predigten usw.) und wäre in dieser Zielsetzung eine willkommene Ergänzung (ähnlich allerdings bereits zum Beispiel L. Pokorný) der gängigen Handbücher, die ihre Hauptaufmerksamkeit üblicher-

weise auf andere Quellengattungen konzentrieren (zudem noch dem Verfasser dieses Gebiet vertraut ist), wenn die Durchführung dieses Vorhabens geglückt wäre und das Buch als eine Darstellung des gegenwärtigen Forschungsstandes angesehen werden könnte. Das ist jedoch kaum der Fall und das Scheitern des ganzen Vorhabens ist m. E. letztlich auf den *methodischen* Fehlanatz des Buches zurückzuführen.

Der ganze Fragenkomplex der Anfänge und der Entwicklung der altkirchenslawischen Literatur wird auch heute noch äusserst kontrovers dargestellt und die Meinungen einzelner Forscher und «Schulen» gehen in Einzelfragen oft recht weit auseinander; stark kontrovers sind zum Teil auch die Fragen der Nachwirkungen und der Bedeutung der einzelnen Stücke. Der Verfasser, der zu einer der umstrittenen Fragen Stellung nehmen will, hat daher die Möglichkeit, entweder seinen eigenen Standpunkt zu verteidigen oder über die kontroversen Meinungen zu referieren, evtl. sich (mit Anführung von Gründen) nach ihrer Aufzählung für eine der Meinungen zu entscheiden. Eigene Ansichten sollten dabei vordringlich auf Quellen gestützt werden. Was methodisch jedenfalls bei lange in der Forschung strittigen Problemen unzulässig erscheint, ist Quellenstellen und Meinungen einzelner Historiker bei Forschung und Darlegung *gleichwertig* nebeneinanderzustellen und auf dieser heterogenen Grundlage weitreichende Schlüsse aufzubauen. Diese, von F. Zagiba gewählte Methode, ist deshalb unzulässig, weil bei kontroversen Fragen natürlich sofort der Ansicht des einen Philologen oder Historikers eine gegenteilige entgegengehalten werden kann, die angeführten Sekundärstellen der Fachliteratur (sofern sie nicht die verschiedenartigen Meinungen anführen) entweder zufällig erfasst oder arbiträr ausgewählt sind, keinesfalls jedoch ein wirkliches Bild der Forschung bieten.

Zagiba stützt sich bei seiner Schilderung weitgehend auf Zitate der Sekundärliteratur, wogegen sein Umgang mit Quellen recht eigenartig ist; nicht nur, dass Quellen oft in recht dubioser Art und Weise zitiert werden (vgl. beispielsweise S. 42 Anm. 16, S. 141 Anm. 101, S. 210 Anm. 148, S. 211 Anm. 150) werden die Hauptquellen für diese Zeit, die *Vita Constantini* und *Methodii* nach der modernen deutschen *Übersetzung* von J. Bujnoch zitiert und ausgewertet, die jedoch durchwegs mit «ed.» bezeichnet wird (vgl. bereits S. 18 usw.) und so leicht den Eindruck entstehen kann, als handle es sich um eine Edition. Dass man aber Interpretationen nicht auf Übersetzungen aufbauen kann, ist wohl selbstverständlich, genausowenig wie man mit Übersetzungen aus modernen Übersichten (oft auch noch aus zweiter oder gar dritter Hand geschöpft) operieren kann. Dieser eigenartige Umgang mit Quellen wird in Zagibas Buch noch durch überaus lange Übernahme von Zitaten aus der Sekundärliteratur gesteigert, die so zu den eigentlichen Stützen der Darstellung wurden (als markante Beispiele etwa S. 25, 69). Wie weitgehend sich der Verfasser auf Ausführungen anderer stützt, ist sogar aus seinen wertenden Zusammenfassungen klar ersichtlich: So wenn Teilzusammenfassungen von A. Do-

stál (S. 189f.) einfach übernommen werden oder gar die Gesamtzusammenfassung des ganzen Buches (S. 217–221) weitgehendst aus langen Zitaten aus einem Aufsatz von K. Horálek zusammengestellt ist.

Zu diesem methodischen Fehlansatz kommen noch offensichtliche Fehler wie etwa die Annahme von Quellen für die Slawen um Christi Geburt (S. 42) und eine Fülle von äusserst kuriosen Formulierungen (vgl. gleich S. 42: «Der Ablauf des Lebens der alten Slawen reicht von ihren persönlichen Bedürfnissen bis zu gemeinsamen Aufgaben, zum Beispiel Wehrtechnik oder gemeinsame Wirtschaft oder andere Produktionszweige, die nicht von Einzelnen, sondern – v.a. durch das Auftreten des Feudalismus – von grösseren Einheiten gemeinsam betrieben wurden.» Ähnlichen Stilblüten begegnet man oft – zum Beispiel S. 45, 54ff, 58 u. a. m.), die das ganze Buch durchziehen. Bei Übersichten von Fragenkomplexen, die schon mehr als ein Jahrhundert die einschlägige Forschung beschäftigen, sollte man besonderes Gewicht auf die Darlegung unterschiedlicher Meinungen und auf eine saubere Arbeitsweise legen.

Basel

František Graus

EGON BOSHOFF, *Das Erzstift Trier und seine Stellung zu Königtum und Papsttum im ausgehenden 10. Jahrhundert. Der Pontifikat des Theoderich*. Köln, Böhlau, 1972. XII, 212 S., Ktn. (Studien und Vorarbeiten zur Germania Pontificia. Bd. 4.)

Aus der Aufarbeitung der Papsturkunden der Kirchenprovinz Trier im Rahmen der Germania Pontificia entstand die Habilitationsschrift des Verfassers an der Universität Köln. Ihr zeitlicher Rahmen ist die Regierung Erzbischofs Theoderich (965–977), in der sich nach dem Verfasser die wesentlichen Probleme des Erzbistums entschieden. Theoderich gelangte als Mainzer Dompropst durch die Vermittlung des dortigen Erzbischofs Wilhelm zu seiner Würde. Otto d. Gr. hat mit der Erhebung, nach dem Verfasser, die zwischen ihm und seinem Sohn Wilhelm wegen der Magdeburger Pläne gespannte Lage lockern wollen. Der Amtsvorgänger Theoderichs und dessen Suffraganbischöfe hatten nämlich Brun von Köln nahegestanden. Weiterhin deutet der Verfasser aufgrund der Quellenlage, dass die vom Trierer Domdekan Wolfgang begonnene Reform der Lebensweise der Kathedralkanoniker von Theoderich nach Amtsantritt wegen ihrer Umstrittenheit im Domklerus rückgängig gemacht wurde.

Die Stellung des Trierer Erzbischofs war in den Jahrzehnten vor Theoderich bereits hinter die des Mainzer und Kölner Amtsbruders gerückt. Auch Theoderich hat am Hofe der Ottonen keine bedeutende Rolle gespielt. Von Otto II. erlangte er zwar 973 ein Forstbannprivileg, das die Trierer Politik seit Ende des 9. Jahrhunderts fortsetzte, und die Bestätigung der Immunität. Beide Urkunden, wie auch die dritte, im selben Jahr ausgestellte, in der der Erzbischof für das ihm 966 tauschweise übertragene Kloster Oeren